

Neue Zürcher Zeitung

Die Chinesen trauen Ärzten und Gesundheitsbehörden nicht

Nach der Sars-Krise 2003 hat Chinas Regierung das Gesundheitssystem modernisiert – doch viele Reformen bleiben bis jetzt Stückwerk.

Matthias Kamp

07.02.2020, 11.30 Uhr



Die meisten Infektionen und Todesfälle gibt es in der Provinz Hubei, wo die Epidemie ihren Ursprung hat. Krankenhäuser in der Hauptstadt Wuhan müssen einen Ansturm von Patienten bewältigen.

Xiao Yijiu/Xinhua via AP

Für wohlhabende Chinesen halten Chinas Tech-Konzerne im Krankheitsfall allerlei Gimmicks bereit. Vergleichsportale offerieren beispielsweise lange Listen mit den besten Ärzten des Landes, gestaffelt nach Spezialisierung; spezielle Apps

generieren Ranglisten mit den berühmtesten Medizinern. Da entscheidet sich der gutbetuchte Patient aus Hohhot in der Inneren Mongolei schon einmal für den Besuch einer medizinischen Koryphäe im fast 500 Kilometer entfernten Peking, statt sich in seiner Heimatstadt vom Hausarzt behandeln zu lassen.

Am anderen Ende der Skala stehen verzweifelte Eltern, die die private Zuzahlung, etwa für die Behandlung einer Lungenentzündung ihres Kindes, nicht aufbringen können. Vor chinesischen Spitälern spielen sich immer wieder erschütternde Szenen ab: Weinende Mütter und Väter, das kranke Baby auf dem Arm, gehen vor dem Personal auf die Knie und bitten um eine Behandlung. Ähnlich wie jetzt massenhaft verängstigte Bürger in Wuhan die Ärzte in den Spitälern damit bestürmen, dass sie auf das neuartige Coronavirus getestet werden. Dies zeigen entsprechende Videos. Das System ist mit der Eindämmung der Krankheit auch in anderen Teilen des Landes ganz offenbar überfordert. Es fehlt an Ärzten, medizinischer Schutzkleidung, an Arzneien, Gesichtsmasken und Spitalbetten – im Grunde an allem.

Chinas Behörden tun das, was sie in solchen Situationen meist tun und gut können: Sie mobilisieren die Massen. In nur wenigen Tagen stampften Arbeiter vor den Toren Wuhans zwei Spitäler mit mehr als 1000 Betten aus dem Boden.

China in den vergangenen zwei Jahrzehnten enorme Anstrengungen unternommen, um sein Gesundheitssystem zu modernisieren. Der Staat und private Firmen haben im ganzen Land Spitäler gebaut; die Regierung entwickelte gleich mehrere Modelle für eine Krankenversicherung und

erhöhte die Ausgaben für die Gesundheitsversorgung kräftig. Von 2000 bis 2018 stiegen in China die Ausgaben für die medizinische Versorgung auf jährlich insgesamt 5,9 Bio. Y (874 Mrd. Fr.) – das ist mehr als eine Verzehnfachung. Mit rund 6% der Wirtschaftsleistung liegen die Ausgaben damit zwar noch unter denen in entwickelten Ländern wie Deutschland oder der Schweiz. Pro Einwohner betragen die Aufwendungen nur rund 550 \$ pro Jahr, das entspricht ungefähr einem Zehntel des europäischen Niveaus. «Schaut man auf die nackten Zahlen, liegt China etwa gleichauf mit Ländern auf ähnlichem Entwicklungsstand», sagt Jane Duckett von der University of Glasgow. Duckett hat intensiv zum chinesischen Gesundheitssystem geforscht. Bis dato sind die Reformen allerdings immer noch Stückwerk, eine Serie von Versuchen und Irrtümern.

Die Marktwirtschaft hält Einzug im Gesundheitswesen

Unter Mao Zedong sorgte ein kleiner Kreis von Top-Medizinern, zum Teil in der damaligen Sowjetunion ausgebildet, für die medizinische Versorgung der politischen Elite. Der Normalbürger konnte sich im Krankheitsfall an seine «Arbeitseinheit», die «Danwei», wenden. Jede «Danwei» hatte je nach Grösse mehrere Ärzte. Bei einfachen Erkrankungen funktionierte die Versorgung damals leidlich gut.

Deng Xiaoping begann, das System mit Beginn seiner Reformpolitik und der späteren Privatisierung und Schliessung von Staatsunternehmen aufzubrechen. Die Regierung hob die Preiskontrollen für ausgewählte Leistungen und Medikamente auf; Spitäler durften bei

Patienten Gebühren erheben – die Marktwirtschaft hielt Einzug im Gesundheitswesen. In der Folge schrumpften die öffentlichen Ausgaben für die Gesundheitsversorgung, und die Bürger zahlten mehr und mehr aus der eigenen Tasche. Ein funktionierendes Versicherungssystem, in das Arbeitgeber und Arbeitnehmer anteilig einzahlten, gab es lediglich in den grossen Städten im Osten des Landes.

Der Umbau führte schliesslich zu extremen Auswüchsen. Die neuen Reichen liessen sich in zum Teil von ausländischen Anbietern betriebenen Top-Spitälern behandeln. Für Geringverdiener wurde es indes immer schwieriger, eine auch nur halbwegs erschwingliche und zufriedenstellende Behandlung zu bekommen. «Das System war stark kommerzialisiert», sagt die Expertin Duckett. Als Hu Jintao 2003 als neuer Staatschef antrat, machte er sich daran, das Ruder herumzureissen, hatte er sich doch die Schaffung einer «harmonischen Gesellschaft» auf seine Fahne geschrieben. Zudem hatte die Epidemie der Lungenkrankheit Sars gezeigt, welche Sprengkraft sich entwickeln kann, wenn viele Bürger sich nicht einmal einen einfachen Arztbesuch leisten können.

Fast alle Chinesen haben eine Krankenversicherung

Als Erstes baute die Regierung das Krankenversicherungssystem aus, und das mit einigem Erfolg. Heute haben 92% aller Chinesen zumindest eine minimale Abdeckung durch eine Krankenversicherung. Das Problem: Viele Menschen, vor allem in den ärmeren Landesteilen, können den zum Teil hohen Selbstbehalt an den Behandlungskosten nicht aufbringen. So habe sich der Patientenanteil an der Arztrechnung bei der Behandlung chronischer Krankheiten zwischen 2007 und 2013 im

Durchschnitt von 20 auf 40% verdoppelt, erklärt Duckett. Hus Nachfolger Xi Jinping will das nun ändern. Im Rahmen seines 2016 vorgestellten Programms «Gesundes China 2030» soll der Selbstbehalt auf maximal 20% sinken.

China ist nach den USA und Japan inzwischen der weltweit drittgrösste Absatzmarkt der Pharmabranche. Das Volumen liegt bei rund 140 Mrd. \$ im Jahr. Solche Zahlen beflügeln naturgemäss die Phantasie von Konzernen wie Roche oder Novartis, zumal Chinas Regierung die Zulassungsverfahren für Medikamente aus dem Ausland vereinfacht hat. Doch wer auf dem Riesenmarkt zum Zuge kommen will, muss einiges Entgegenkommen zeigen: Pharmaunternehmen aus dem Ausland müssen ihre Produkte auf Geheiss der Behörden mit kräftigen Rabatten anbieten.

Die zum Teil chaotischen Szenen in den Spitälern in Wuhan und in anderen Städten der Provinz Hubei, wo aufgebrachte Bürger auf heillos überarbeitete und zum Teil selbst erkrankte Ärzte losgehen, sind auch eine Folge des extremen Ärztemangels. Für 1000 Bürger stehen in China statistisch betrachtet 1,6 Ärzte zur Verfügung. Im OECD-Durchschnitt sind es doppelt so viele. Noch grösser ist das Missverhältnis bei Krankenschwestern und Pflegekräften. «Der Arztberuf ist schlecht bezahlt und geniesst wenig Ansehen», sagt Chenchao Liu, Berater und Experte für das chinesische Gesundheitswesen in München. Liu verweist zudem auf die Gefahr durch die sich häufenden körperlichen Attacken aufgebrachter Patienten, denen sich Ärzte nicht erst seit der Krise um das Coronavirus ausgesetzt sehen.

Der Arztberuf ist schlecht bezahlt

Die schlechte Bezahlung des medizinischen Personals führt mitunter auch zu Misswirtschaft und Korruption. Ärzte lassen sich von Pharmafirmen bestechen, und immer wieder einmal kommt ein Skandal um gefälschte Medikamente oder Impfstoffe ans Licht. Die Folge: Die Chinesen verlieren das Vertrauen in das Gesundheitswesen und die dafür zuständigen Behörden.

Xi will nun dafür sorgen, dass durch den Ausbau der 5G-Netze die Menschen in ländlichen Regionen via Telemedizin behandelt werden können. Der Experte Liu sagt: «Der Weg zur nächsten Klinik ist oft weit, und die ambulante Versorgung mit niedergelassenen Ärzten existiert nur marginal.» Grund ist auch hier die schlechte Bezahlung. Die Folge der Unterversorgung ist, dass die Patienten auch bei harmloseren Krankheiten fast immer gleich das Spital aufsuchen, das eigentlich für schwerere Fälle zuständig wäre. Anders als in vielen westlichen Ländern gibt es zudem in China immer noch die freie Arztwahl. Der Patient ist beim Erstbesuch nicht an einen bestimmten Arzt in seiner Nähe gebunden. Die Expertin Duckett sagt: «Trotz allen Fortschritten ist das ganze System etwas chaotisch und wenig reguliert.»

Mehr zum Thema



China bringt die Pharmabranche ins Schwärmen

Medikamentenhersteller wie Roche und Novartis expandieren im Reich der Mitte kräftig. Doch fragt sich, ab wann westliche Anbieter vermehrt Konkurrenz durch chinesische Konkurrenten erhalten werden.

Dominik Feldges 04.01.2020



«Wir haben alle eine grosse Last zu schultern und sind sehr beschäftigt»: Ein Arzt berichtet aus Wuhan

Das medizinische Personal hat in China wegen der Coronavirus-Epidemie alle Hände voll zu tun. Ein Arzt aus dem Volksspital in Wuhan erklärt, vor welchen Herausforderungen er und sein Team stehen.

Matthias Müller, Peking 03.02.2020



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.